

Predigt über Genesis 1,27 und Kolosser 1,15

in der Predigtreihe „Gottesbilder“

2017 feiern wir den 500. Jahrestag der Reformation. Auf dem Weg dahin widmet sich unsere Kirche in jedem Jahr einem besonderen Thema. In diesem Jahr lautet es: „Bild und Bibel“. In dieser reformierten Kirche gibt es keine Bilder, weil die reformierte Tradition das biblische Gebot „Du sollst dir kein Bild machen“ sehr ernst nimmt. Doch kommt ja auch die Bibel nicht ohne Bilder aus, wenn sie von Gott redet, ist voller Sprachbilder.

In unserer Predigtreihe in der Passionszeit geht es um solche biblischen Gottesbilder. Heute wird sogar von biblisch bezeugten Abbildungen Gottes die Rede sein, die nicht nur Sprachbilder sind. *Gott schuf Adam, den Menschen, zu seinem Bild*, heißt es zu Beginn der Bibel. Und das Neue Testament nennt Jesus Christus *das Ebenbild des unsichtbaren Gottes*.

Adam haben wir vor Augen. Wir sehen ihn, wie er groß und schön und nackt und sehr lässig daliegt, auf den rechten Arm gestützt, den linken Gott haltend. Fingerbreit nur ist die Lücke, die ihre beiden Zeigefinger voneinander trennt. Wenig niedriger nur als Gott liegt Adam ausgebreitet vor seinem Schöpfer, ein wenig müde noch, fast gelangweilt schon von dem Leben, das vor ihm liegt. *Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt*. Das Psalmwort ist hier Programm.

Fasziniert und fassungslos zugleich bestaunen wir Michelangelos Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle. Fasziniert, weil Adam so schön ist, aber fassungslos darüber, wie ungeniert Gott als alter Mann mit grauem Bart gemalt wurde.

Hat Michelangelo nicht guten Grund, es so zu malen? Wenn Gott den Menschen sich zum Bilde schuf, dann kann dies Bild von Gott so falsch nicht sein.

Man könnte es auch umgekehrt sagen: fassungslos, weil das Bild so schön ist, fasziniert von der Ungeniertheit: darf der das? Und ist das ein sinnvolles Unterfangen? Legt er damit Gott nicht fest, beraubt ihn seiner Freiheit? Nun muss er alt sein, darf nicht jung sein, muss ein Mann sein, darf keine Frau sein. Aber: Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, zum Bilde Gottes schuf er ihn – ja, das sagt offensichtlich nicht nur etwas vom Menschen, sondern auch etwas über Gott. Doch ist es hier nicht umgekehrt? Michelangelo schafft Gott nach seinem Bild, schafft ihn als bildenden Künstler, der offenbar gerade ein Meisterwerk vollendet hat: einen bildschönen Menschen, das Bild von einem Menschen, ein Mannsbild!

Hören wir jenes Wort aus dem ersten Kapitel der Bibel ganz:

Gott schuf den Menschen zu seinem Bild, zum Bild Gottes schuf er ihn und schuf sie als Mann und Frau.

Ein Mensch allein kann nicht Bild Gottes sein – es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist – erst Mann und Frau, Mensch und Mitmensch, Menschen in Beziehungen sind es oder können es sein.

Lebendige Menschen also. Nicht leblose Bilder. Michelangelos Gemälde sind ja fast schon wie ein Film. Sehr dynamisch, voller Bewegung. Wenn man nun all die Bilder zusammennimmt und in eine rasche Folge packt, dann fangen die Bilder an zu leben. Man hat dann einen Film. Ein Film über Adam. Ein Film über den Menschen. Um den Menschen als Ebenbild Gottes fassen zu können, muss man seine Geschichte erzählen und damit sein bewegtes Leben vor Augen haben. Der Film könnte so anfangen: Adam liegt lässig wenig unterhalb von Gott. Sein Finger hat eben den Finger Gottes berührt, als ihn ein kleiner Schrecken erfasst, wie ein Stromschlag am Weidenzaun, und sein Finger zuckt zurück. Adam erhebt sich, streckt sich. Er ist

stolz, er freut sich seiner Jugend, seiner Stärke, seiner Schönheit. Die Welt gehört ihm. Er betrachtet seine Finger und sagt Gott Adieu, kehrt ihm den Rücken und wendet sich Eva zu. Die beiden freuen sich des Lebens und essen von Herzenslust von allem, was ihnen genießbar scheint. Sie werden reich an Erkenntnis und frei, frei auch von Gott, frei von jeder Bevormundung. Sie ziehen sich was an. Sie ziehen es wieder aus, um Kinder zu machen.

Adam sieht seine Söhne groß werden. Er sieht, wie sie streiten. Er sieht, wie sein Sohn Kain seinen Sohn Abel erschlägt. Er versteht es nicht. Es war ein nichtiger Grund. Da lernt Adam die Verzweiflung kennen. Furchen graben sich in sein Angesicht so tief wie die Furchen, die er mühsam in die Erde zog. Adam wird alt. Alt und müde. Er will sterben. Er sehnt sich nach dem Tod. Er beginnt, sich wieder Gott zuzuwenden, er lernt wieder beten.

Das ist das traurige Schicksal Adams, das traurige Schicksal des Menschen. Er lebt und er liebt, er freut sich seiner Lebens und seiner Lebenslust. Aber dann verfehlt er seine Bestimmung, vergiftet seine Beziehungen, liebt sich mehr als den anderen. Es gerät ihm so vieles schief, es geht so vieles daneben. Die Fingerspitzen berühren sich nicht mehr, der Abstand zwischen den Händen wird größer und größer.

Nach dem Bilde Gottes wurde Adam gemacht. Aber davon ist nichts übrig geblieben. Das sieht man ihm ganz und gar nicht mehr an.

Adam, der Mensch, verliert Gott aus den Augen und dann auch aus dem Sinn. Gott wird ihm fremd, und so werden auch Mann und Frau, Mensch und Mitmensch einander fremd. Das mit den Männern und den Frauen war paradiesisch: sie waren beide nackt und schämten sich nicht. Und dann das: sie schämen sich, weil sie nackt sind, verhüllen sich vor einander, verstecken sich vor Gott; sind nicht mehr solidarisch, sondern beschuldigen einander: Ich war's nicht, sie war's, sagt Er; Ich war's nicht, es war's, sagt sie: das Es, dieser Schlingel! Der Mann will ohne seinen Bruder mit Gott sein, was nicht gelingt: das Blut seines ermordeten Bruders schreit zum Himmel. Beim Streben nach oben, ob gesellschaftlich oder religiös, werden Mensch und Mitmensch, Genosse und Genosse einander fremd, verstehen die Sprache des anderen nicht mehr. Immer wieder fragt Gott: Adam, Mensch, wo bist du? Und: wo ist dein Bruder? Und: was hast du getan? Doch der Mensch, der Gott nicht mehr vor Augen hat, hört ihn auch nicht mehr oder lügt sich rotzfrech was in die Tasche: Ich bin doch nicht der Hüter, der Behüter meines Bruders.

Dass es sich bei uns Menschen um Gottesbilder handelt, bei den Beziehungen zwischen Mensch und Mitmensch um Bilder und Gleichnisse, um Spiegelbilder Gottes und seines Regierens, das sieht man uns nicht an; auch der Welt sieht man nicht an, dass sie gute Schöpfung Gottes ist, der Natur nicht und der Geschichte erst recht nicht.

Es gab und gibt viele Versuche, das biblische Zeugnis von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen plausibel und anschaulich zu machen. Manche sehen sie im aufrechten Gang des Menschen, der ihn fähig macht, mit seinen Händen zu handeln. Doch der Blick auf sein tatsächliches Handeln, seine Handgreiflichkeiten, lehrt, dass es sich dabei um Utopie, nicht um so etwas wie die Natur des Menschen handelt. Andere sehen sie darin, dass der Mensch fähig ist, sich seines Verstandes ohne Anleitung durch andere zu bedienen. Doch gerade Menschen mit klarem Verstand werden darauf nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts und den bisherigen des 21. nicht allzu viel geben.

Gewiss, es gibt wie in der übrigen Natur auch Großartiges zwischen uns Menschen, Tatzeugnisse von Humanität, Menschlichkeit, also Mitmenschlichkeit. Doch es gibt auch entsetzlich viel Entsetzliches, Grässliches, Widerwärtiges, etwas hilflos ausgedrückt: Unmenschliches, zwischen uns und in der übrigen Natur. „Denn wovon lebt der Mensch? Indem er stündlich den Menschen peinigt, auszieht, anfällt, abwürgt, frisst. Nur dadurch lebt der Mensch, dass er so gründlich vergessen kann, dass er ein Mensch doch ist,“ heißt es in Brechts Dreigroschenoper. Und Paulus hört die ganze Schöpfung seufzen unter der

Knechtschaft eines versklavenden Regimes, einer falsch eingerichteten Welt; noch sehnt sie sich nach Befreiung, ist noch nicht erlöst. „Siehe, Finsternis bedeckt die Erde und Dunkel die Völker“, heißt es im Buch Jesaja, und wir können dieser Diagnose nur seufzend beipflichten. Doch der Prophet verheißt seinem Volk Israel auch: „Über dir strahlt auf der HERR, seine Herrlichkeit erscheint über dir.“ Es soll nicht dunkel bleiben über denen im Finstern, im Schatten des Todes.

Wir singen „Du Morgenstern, du Licht vom Licht“, EG 74, die ersten drei Strophen:

1. *Du Morgenstern, du Licht vom Licht, / das durch die Finsternisse bricht, / du gingst vor aller Zeiten Lauf / in unerschaffner Klarheit auf.*

2. *Du Lebensquell, wir danken dir, / auf dich, Lebend'ger, hoffen wir; / denn du durchdrangst des Todes Nacht, / hast Sieg und Leben uns gebracht.*

3. *Du ewge Wahrheit, Gottes Bild, / der du den Vater uns enthüllt, / du kamst herab ins Erdental / mit deiner Gotterkenntnis Strahl.*

„Du ewge Wahrheit, Gottes Bild, der du den Vater uns enthüllt“ – Adam, der Mensch, hat das Antlitz Gottes verloren. Keine Spuren von Gottes Herrlichkeit strahlen mehr aus diesen traurigen Augen hervor. So aber wollte es Gott nicht stehen lassen. Sein Werk verkam zusehends. Er machte sich daran, es zu sanieren. Sein Antlitz, das sich in Adam verlor, hat er in einem Menschen erneuert. Christus ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes.

Im Kolosserbrief wird das, was Jesus Christus bewirkt hat, als Herrschaftswechsel, als Migration beschrieben. Gott „hat uns der Macht der Finsternis entrissen und uns versetzt in das Reich seines Sohnes der Liebe. Er ist das Bild des unsichtbaren Gottes, der Erstling aller Schöpfung. Denn in ihm wurde alles erschaffen im Himmel und auf Erden, das Sichtbare und das Unsichtbare – alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen.

Jesus als Bild des unsichtbaren Gottes zeigt uns nicht nur, wer und wie der Gott Israels ist, sondern damit auch, wer wir sind: als Bild Gottes erschaffen.

Jesus, die ewige Wahrheit, Gottes Bild, der den Vater uns enthüllt, zeigt uns auch den Menschen, freilich auf seltsame Art:

Es ist ein denkwürdiger Augenblick, da der Mensch wieder auf der Bühne erscheint, der Mensch als Mensch, doch in einer grotesken Szene, vor seinem irdischen Richter, vor Pontius Pilatus, der selbst ein zweifelhafter Mensch ist, der nicht weiß, was Wahrheit ist, der also nie und nimmer ein Richter sein dürfte und es doch ist. Vor diesem widersprüchlichen Menschen steht der andere Mensch, ebenfalls in totaler Widersprüchlichkeit, als König und als Gefolterter, erhöht und erniedrigt zugleich. Nichts verkörpert diese Widersprüchlichkeit stärker als das Ding, das er auf dem Kopf hat: eine Krone wie für einen König, aber aus Dornen, um ihn zu quälen.

Mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt, hörten wir im Psalm 8; und in einem anderen Psalm heißt es von Gott: *der dich krönt mit Gnade und mit Barmherzigkeit*. Doch nun: die Dornenkrone.

Pilatus, der eben noch fragte: „Was ist Wahrheit?“, sagt: Ecce homo, siehe, der Mensch! Er sagt nicht: Sieh, ein König! Er sagt nicht: Sieh, ein Verbrecher! Er sagt: Sieh, ein Mensch! Das ist – finde ich – eine unglaubliche Szene!

Wahreres kann man über diesen Menschen gar nicht sagen. Alle Versuche, ihn anders zu identifizieren, ihn zu definieren, also zu fassen und einzuordnen, scheiterten. Davon erzählen die Evangelien. Es gelingt denen, die bei ihm waren, mit ihm lebten, nicht, ihn zu erkennen. Er ist nicht der Messias, er ist nicht der König Israels, er ist nicht der wiedergekommene Elia oder ein anderer Prophet, er ist kein Zauberer und kein Wunderheiler. Und als Petrus einmal sagte:

„Du bist der Christus!“, wird er von Jesus schroff zurückgewiesen, denn Petrus konnte nicht verstehen und akzeptieren, dass sein Christus ein Mensch sein sollte, der einmal ausgeliefert, verworfen und getötet werden wird. Jesus entzog sich allen Versuchen, ihn zum Idol zu machen. Er will nicht, dass wir uns ein Bild von ihm machen.

Pilatus wollte nicht wirklich wissen, was Wahrheit ist, die ewige Wahrheit. Er wäscht seine Hände in Unschuld – soll ich meines Bruders Hüter sein? Und doch spricht Pilatus unfreiwillig die Wahrheit aus. Was ihn freilich nicht daran hindert, Jesus umbringen zu lassen. So verdient er doppelt seinen Platz in unserem Glaubensbekenntnis: als Name und Adresse all dessen, worunter Jesus, worunter der Mensch zu leiden hat; und als unfreiwilliger Zeuge der Wahrheit.

Die Wahrheit, Gottes Bild, erkennen wir nicht, wenn wir uns selbst betrachten. Sondern wenn wir einander sehen, wenn ich den Anderen sehe, meinen gequälten Mitmenschen. Der französische Philosoph Emmanuel Levinas sieht im Angesicht des Anderen so etwas wie die Offenbarung Gottes, jedenfalls Spuren dieser Offenbarung. Ihm ist aufgefallen, dass auch der angezogene Adam, der bekleidete Mensch an dieser Stelle nackt bleibt. Das nackte, wehrlose Angesicht des Anderen verkörpert, präsentiert und offenbart uns das Gebot: Du sollst nicht töten. Was freilich auch nicht verhindert, dass es übertreten wird. Das nackte Angesicht des Anderen macht mich für ihn verantwortlich, macht mich zu seinem Hüter. Levinas sieht im Anderen Gottes Ebenbild, aber nicht in seinem Aussehen. Er sieht im Angesicht des anderen die Spur Gottes, der vorübergegangen ist. Er erinnert an die biblische Geschichte, die wir gehört haben: Mose hat das Nachsehen, kann der Herrlichkeit des HERRN nur hinterherblicken, seiner Spur folgen. Doch Levinas sagt auch: „Zu Gott hingehen heißt nicht, dieser Spur, die kein Zeichen ist, folgen, sondern auf die Anderen zugehen, die sich in der Spur halten.“

Kehren wir in die Sixtinische Kapelle zurück. An ihre Stirnseite hat Michelangelo das Jüngste Gericht gemalt. Es zeigt Menschenmassen in einem wirbelnden Auf und Nieder vor einem himmelblauen Hintergrund. In der Mitte Christus. Er sieht aus wie Adam, jung und schön, bartlos, fast nackt. Er thront nicht auf einem Richterstuhl; er steht auf einer Wolke, ist voller Bewegung. Christus, *das Ebenbild des unsichtbaren Gottes*, der Menschensohn, der mit den Wolken kommt.

Der Richter dieses Gerichts ist ein Mensch, lebendig, dynamisch, vor hellblauem Hintergrund, nicht erhaben, starr und versteinert, nicht vor einem Goldgrund. Umgeben von vielen Menschen, mitten drin, mitten unter ihnen. Christus ist der Richter. Er muss nicht in ein Gesetzbuch blicken, um urteilen zu können. Er muss nur die Menschen anblicken. Er beurteilt uns nach der Beziehung, die wir zu ihm hatten. Ob wir ihm zu essen und zu trinken gaben, ob wir ihn aufnahmen, als er fremd bei uns war, und ihn besuchten, als er krank war oder im Gefängnis. Wir aber wussten gar nicht, dass wir ihn besuchten, ihn aufnahmen, ihm was zum Anziehen gaben, als wir einen Fremden bei uns aufnahmen, den wir kleideten und dem wir was zu essen gaben. Und er sprach: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern und Schwestern, das habt ihr mir getan.

Liebe Gemeinde, wir schämen uns nicht, in das nackte, unverhüllte wehrlose Angesicht des Anderen zu blicken, des Fremden, der uns braucht, in die Pflicht nimmt. Wir sehen in seinem Gesicht die Spur Gottes, der vorübergegangen ist. Und wir erkennen in den Menschen, die wir ansehen, die wir annehmen und die wir aufnehmen, Gottes Angesicht, sein Bild und Gleichnis: Da haben wir den HERRN stets vor Augen.

Amen.